

Nr. 208. Bromberg, den 28. Oktober 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

In Neßlingen hatte man eifrig alle die Vorkehrungen getroffen, die man auf dem Lande für unerläßlich erachtet, wenn man Besuch erwartet. Die köstlichsten Kuchen hatte Frau Neßlingen bei der altbewährten Köchin bestellt. Die Weinvorräte waren nachgeprüft und um ein erhebliches vermehrt worden. In der Stadt waren Delikatessen in Menge bestellt. Frau Neßlingen ließ es sich durchaus nicht nehmen ihrem Einzigen ein großartiges Verlobungsdiner herzurichten.

Reichlich vierzehn Tage sollten die Damen dableiben. Dann würde Kommerzienrat Braun sie abholen kommen, um Marias Schwiegereltern bei dieser Gelegenheit kennenzulernen.

Eine fieberhafte Aufregung herrschte schon ein paar Stunden, ehe die Erwarteten in Neßlingen ankamen. Mit all der Feierlichkeit, die still für sich lebende Menschen bei solchen Anlässen aufwenden, und die so reizend gemütlich und altväterlich anmutet, umgab das Neßlingensche Ehepaar diesen ersten Einzug der jungen Braut.

Sie waren von dem Bilde, das Gerhard geschickt hatte, geradezu entzückt, und alle Dienstboten wurden ins Eßzimmer befohlen, um es zu beaugenscheinigen. Denn die Verlobung des jungen Herrn war ein großartiges Ereignis, und da in Neßlingen ein Dienstbotenwechsel etwas sehr Seltenes war, so waren auch alle aufs höchste interessiert an allen Geschichten, die sich begaben.

„Es ist ein reizendes Bild," meinte die Wirtschaftsmamsell zur Köchin, „sie hat lichtes Haar, das sieht man schon auf dem Bilde, und so liebe, lustige Augen. Passen Sie auf, jetzt ist es aus und alle mit dem Dornröschenschlaf hier. Jetzt geht es an mit den Festen und Gastereien! Na, wir haben's ja! Der junge Herr war bis jetzt so unheimlich solid. Nun wär's Zeit, daß er sich ein wenig auf den Lebensgenuß zurechtstutzt."

Schon eine halbe Stunde vor Ankunft des Zuges promenierte Papa Neßlingen auf dem Bahnhof hin und her. Er war ganz rot und aufgeregt vor Freude und Erwartung.

Endlich kam der Zug, und er hatte auch gleich seinen Sohn entdeckt.

„Einen Augenblick, Vater ,ich will nur eben den Damen helfen." und er küßte den Vater flüchtig und half Frau Braun und Lo aussteigen. Zuletzt kam Mi. Sie schaute ein bißchen zaghaft zu dem kleinen, dicken Herrn herüber, dem Gerhard sie zur Begrüßung zuführte.

„Da, Vater, das ist meine liebe Maria. Nimm sie freundlich als Tochter auf; sie wird dir und Muttchen gewiß gefallen." Es fiel ihm in der Erregung keine stilvollere Rede ein.

Herr Neßlingen senior bückte sich mit der ganzen steifen Würde eines Kavaliers vom alten Schlage über Mis Hand, um sie zu küssen, und sagte ihr ein paar herzliche Worte der Begrüßung; dann machte er die Bekanntschaft der anderen beiden Damen. „Seien Sie mir herzlich willkommen!" Das Muttchen hatte ihm nämlich gesagt: „Sprich nicht zuviel auf dem Bahnhof, damit sie meine Begrüßungsansprache nicht zweimal hören."

Aber dem Sohne, der ungeduldig eine schmeichelhafte Kritik seiner Wahl erwartete, war das zu wenig. „Ei, Väterchen, du bist ja ganz verstummt! Bist du nicht sehr glücklich, ein Töchterchen zu deinem großen Jungen dazuzubekommen?" Da wandte sich der alte Herr lachend herum: „Und ob ich glücklich bin! Aber du kennst ja das Muttchen. Sie hat mir's geboten, nicht viel zu sagen, damit sie die erste ist, die deine liebe Braut mit einer Ansprache feiert." Dazu zwinkerte er lustig mit den Augen und half der Braut fürsorglich einsteigen. Frau Braun schaute lächelnd in sein freundliches, ehrliches Gesicht.

Der alte Herr hatte schnell ihre ganze Sympathie gewonnen. Es rührte sie so, daß die beiden Alten die ganze Sache so bedeutsam nahmen und so feierlich machten. In diesen Händen würde Mi gut aufgehoben sein, Gott sei Dank! Und sie begann ein lebhaftes Gespräch mit dem alten Herrn und ließ sich gern Bericht erstatten, wie gut und ertragreich der Neßlingensche Boden sei.

Das Herrenhaus Neßlingen lag wunderschön in einem nicht allugroßen, aber gutgepflegten Park. Hintenhinaus die Wirtschaftsgebäude, die, mit Ziegeln gedeckt, freundlich aus dem Grün der Bäume hervorlugten. Auf der Freitreppe vor der mächtigen Eichentür, die in eine geräumige Halle führte, stand das gesamte Personal versammelt. Seitwärts vor dem Tor, das vom Park aus in den Wirtschaftshof führte, drückten sich ein paar Arbeitsweiber herum. Hinter der Einfahrt standen die Knechte. Frau Neßlingen sah in ihrem steifen Schwarzseidenen überaus feierlich aus. Das Spitzenrüschchen aus feinsten schwarzseidenen Spitzen auf dem silbernen Scheitel ließ sie bedentend älter erscheinen, kleidete sie aber vorzüglich. Aufgeregt trippelte sie hin und her. Einen Strauß wunderschöner, ausgesuchter, weißer Rosen, mit Myrten durchwunden, trug sie in der Hand. Als am Tor der Wagen einbog, reichte sie ihn dem Stubenmädchen. „Also, Lene, du wirst es nicht verpassen. Nachdem ich dieBraut begrüßt habe, überreichst du den Strauß. Die mit den blonden Haaren ist es, die Schwester soll braune haben, schrieb der junge Herr."

Und Lene verpaßte es nicht. Der große Augenblick des Empfanges wurde so feierlich, wie ihn sich das Mutterherz ersehnt.

Gerhard sprang aus dem Wagen und half Maria heraus, um sie feierlich der Mutter zuzuführen. „Mein liebes Töchterchen," sagte diese herzlich, und Mi fühlte, daß sich hier ein wahrhaft mütterliches Herz ihr anbot, „Gott segne Ihren Eingang in unser Haus! Möchten Sie im Schoße unserer Familie nur lauter helle, goldene Tage verleben! Möchte euch beiden, meine geliebten Kinder, eine solche Glücksehe beschieden sein, wie unser und euer Hoffen es erfleht!" Und sie küßte das junge Mädchen mit tränenden Augen und nahm sie beide herzlich in die Arme, den stattlichen Sohn und seine blonde Braut. Dann ein Wink an Lene, und diese sagte ein herzliches Willkommensverschen auf und übergab Mi den Strauß. Tiefbewegt dankte diese und reichte jedem reihum die Hand.

„O, das sind alles solch' treue, aufrichtige Gesichter", meinte sie herzlich. „Grüß euch Gott allzusammen!"

Nun erst wandte sich Frau Neßlingen wieder ihrem Gatten zu, der, ihres Winks gewärtig, neben dem Wagen stand, um nun auch die beiden anderen Damen ihr zuzuführen. Die Frau Kommerzienrätin als waschechte Großstädterin fühlte sich anfangs ein bißchen bedrückt von dieser großen Wichtigkeit, mit welcher der erste Besuch Marias hier aufgefaßt wurde, aber schon eine halbe Stunde später hatten sie innigste Freundschaft mit Frau Neßlingen geschlossen, und der „Hofton" wurde abgestellt.

„Sie waren ein bißchen erstaunt," sagte die Hausfrau, als sie bei Tische saßen, „daß wir ein solch Trara aus der ganzen Sache machen. Setzen Sie das, bitte, auf Rechnung der herzlichen Liebe und des großen Vertrauens, mit dem wir unserer neuen Tochter entgegensehen. Wir lebten bisher sehr zurückgezogen, und darum eben fühlten wir auch das Bedürfnis, aus diesem ersten Kennenlernen der Braut unseres einzigen Sohnes ein hohes Fest zu machen. Wir haben lauter langjährige Dienstboten. Diese haben zum Teil jahrzehntelang Freud' und Leid mit unserm Hause geteilt. Solche Treue verpflichtet. Die Leute hätten es als Kränkung empfunden, wenn wir sie nicht in freundschaftlicher Weise die Bekanntschaft der Braut hätten machen lassen. Maria war auch gleich so reizend vertraulich mit ihnen. Ich wette, sie hat sich aller Herzen im Sturm erobert."

Mi saß, wie in einem schönen Traum befangen, an der Seite ihres Verlobten. Mit glänzenden Augen sah sie bald ihn und bald die Schwester an. Ihre Wangen glühten, und ein paarmal flüsterte sie: „Ich träume wohl? Oder begibt sich das alles wirklich mit mir?"

Nach dem Essen, das sich sehr lange ausdehnte, machten die Mädchen mit den Herren noch einen kleinen Spaziergang durch den Park, indes Frau Neßlingen der Frau Kommerzienrätin ihr weiteres Programm enthüllte. „Zunächst am nächsten Sonntag großes Verlobungsdiener unter Hinzuziehung der alten, treuen Hausfreunde: Pastor Thomsen und Kantor Weckstein, sowie Familie von Mendelen auf Birknitz. Es sind dies Freunde, die unserm Hause seit mehr denn zwanzig Jahren verbunden sind.

Sie waren stets die ersten, uns ihre Teilnahme zu bezeugen, wenn uns ein Mißgeschick betroffen, sie sollen nun auch die ersten sein, an unserm Glück sich zu freuen."

Frau Braun fand diese Auffassung sehr richtig und sagte bei sich selbst, daß Maria in einen Kreis so reizender Gemütlichkeit und Herzlichkeit hineinversetzt werde, daß sie ihr jetziges Vaterhaus wohl allzuschnell vergessen werde. Und obgleich sie bei diesem Gedanken ein wenig seufzte, empfand sie doch selbst mit innigem Behagen den Zauber dieses Kreises guter, vornehmdenkender Menschen, die eigentlich in der trauten Beschaulichkeit ihres ländlichen Zurückgezogenseins dreimal soviel vom Leben hatten, wie sie selbst in dem rauschenden Getriebe der Großstadt.

Spät erst ging man zur Ruhe. Die Mutter und Gerhard geleiteten die Damen auf ihre Zimmer.

Frau Braun bewohnte ein sehr schön ausgestattetes Fremdenzimmer im zweiten Stock. Die Mädchen fanden ein allerliebst eingerichtetes Stübchen in der ersten Etage. Zwei weißverhangene Betten mit blauen Seidenschleifchen an den gerafften Vorhängen aus Mull; dazu ein mit hellgeblümtem Kreton bezogenes Salonbänkchen, ein Tischchen davor, ein Waschtisch, ein Kommödchen, ein breiter Kleiderspind, alles weiß gestrichen, mit blauen Ländchen verziert.

Wie erstarrt standen sie und schauten auf die lichte Pracht.

Frau Neßlingen nickte in innerster Genugtuung, daß sie freudig überrascht waren.

„Ja, ich habe da einiges aus der Rumpelkammer herrichten lassen. Ich hab' mir gedacht, Maria hat zwei Schwestern, kommen die mal zu Besuch, so soll's ihnen doch bei uns gefallen." Gerührt küßte sie der Sohn.

„Mutterchen, wie hast du das geschafft in den paar Tagen?"

Lächelnd wehrte sie ab: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei! Aber nun gute Nacht, mein Töchterchen, gute Nacht, Lottchen. Schlaft recht schön und steht mir nicht zu früh auf, damit ihr die Reise ordentlich ausschlaft."

„Ja, Lo, wie ist mir denn? Ist das alles Wirklichkeit?"

„Ja, das frag' ich mich selber. Ist denn eine gute Fee gekommen und schüttet nun ihr Füllhorn über uns aus?"

Halb geistesabwesend streifte Mi ihr Kleid ab und schlüpfte in ein elegantes Negligee, das ihr Frau Braun erst kürzlich geschenkt.

Gedankenverloren zupfte sie an den Ärmelspitzen, und plötzlich fiel sie laut aufweinend der Schwester um den Hals. Die Anspannung aller Nerven brachte den Rückschlag. „Lo, Lo, das bin ich doch gar nicht wert! Soviel Liebe und soviel Glück! Ach, Vater, Vater! Dein Tod hat uns ein Paradies aufgeschlossen. Könntest du es doch sehen, wie glücklich wir sind! Lo, ich werde sterben, ich kann das nicht ertragen!"

Vergebens bemühte sich Lo, die Aufgeregte zu beruhigen. Da klopfte es draußen. In der Meinung, eines der Mädchen begehrte Einlaß, öffnete sie die Tür. Gerhard stand mit verstörtem Gesicht vor ihr.

„Verzeihen Sie, Fräulein Lo, mir war, als ob ich Mi weinen hörte. Ist sie nicht wohl oder was . . .?" Und schon war er an ihr vorbei zu Mi hingeeilt, die mit dem vor das Gesicht gedrückten Taschentuch schluchzend am Fenster lehnte. „Mi, mein Liebling! Was hast du denn? Hat dich irgend etwas verletzt, so sag es mir! Wir haben dich alle zu lieb, als daß es mit Absicht geschehen sein könnte." . . .

„O nein," gab Lo mit lächelndem Gesicht Auskunft, „unsere Kleine ist nur ein bißchen verwirrt, daß es ihr zu gut geht. Sie müssen wissen, daß in den letzten vierzehn Tagen ein bißchen viel über sie dahingebraust ist. Und der Schmerz um den Vater möchte am liebsten das Glück bekämpfen. Ein begreiflicher, seelischer Zwiespalt, der sich schon von selbst in Harmonie auflösen wird." Da war er beruhigt. Er küßte sie zärtlich und erzählte ihr, wie sehr doch der tote Vater sich freuen möchte, könnte er ihr Glück sehen, und wie doch nun eine Kette von schönen Tagen vor ihnen sich auftue. Ein reiches, schönes, blühendes Leben neben-, mit- und füreinander.

Da wurde sie ruhiger und drängte ihn von sich. „Aber jetzt geh'! Es könnte dich jemand bei uns im Zimmer sehen." Noch einmal drückte er sie an sich, dann ging er schnell in sein Zimmer hinüber. Aber schlafen konnte er noch nicht. Wie ein Rausch lag ihm das Gefühl ihres jungen, weichen Körpers im Blut.

(Fortsetzung folgt.)

Sage mir, was du liest . . .

Von Dr. Charlotte Lobero.

Ein Literatenblatt der deutschen Reichshauptstadt brachte kürzlich ein Interview mit Hedwig Courths-Mahler. Aus Rede und Gegenrede dieser „Unsterblichen" verdient ein Satz festgehalten zu werden: „Durch mich hat der Arbeiter, der primitive, unkomplizierte Mensch erst lesen gelernt."

Unsäglich viel ist über sogenannte Bildung und Verbildung geschrieben und geredet worden, Bücher und andere Dinge wurden auf den Markt gebracht, von denen die eine Richtung als d e r Kunst, d e m Werke sprach, während die Gegenpartei sie kurz und bündig als „Kitsch" beiseiteschob.

Nun soll hier beileibe nicht über die „literarische" Bedeutung der Courths-Mahler gestritten werden; es gibt wichtigere Dinge. Aber d i e Frage sei doch gestellt: Was berechtigt diese Frau, rein äußerlich betrachtet, zu der oben erwähnten Behauptung?

Doch wohl zunächst die Tatsache einer gefüllten Kasse, herrührend vom immensen Absatz ihrer Romanfabrikate. Daß er ein ungeheurer, ist unumstrittene Tatsache. Manche Zeitung hält es für ihre Pflicht, ihren Lesern wenigstens von Zeit zu Zeit eine „Ehe der Bettine", eine „Kriegsbraut" oder was weiß ich vorzusetzen. Wessen Bücher liegen in zahlreichen Buchhandlungen? Ein Gorch Fock, ein Hermann Löns, ein C. F. Meyer fehlen oft, eine Courths-Mahler, eine Anny Wothe u. a. jedoch nie oder selten. Wer füllt die Spalten in den Katalogen auch der Großstadtleihbibliotheken? Immer wieder die Obengenannten! Freilich die andern sind auch da, die Großen, weniger Großen und Kleinen der wirklichen Literatur, doch offenbart sich einem der Grad ihrer Einschätzung durch das Publikum s on rein äußerlich. Zerlesen und nochmals zerlesen jene Bücher mit ihren kitschig-sentimentalen Titeln, deren Inhalt sich immer und immer wieder um dasselbe dreht: die blonde Heldin, die schwarze Intrigantin, den schurkischen Erbschleicher und den zuguterletzt totsicheren — Sieg des Guten . . .

„Auf ihren pfirsichfarbenen Wangen lagen die Wimpern wie schwarze Fransen."

Solch' Zeug wird gelesen, verschlungen von Tausenden und Abertausenden, tagtäglich, zu Hause, in der Straßenbahn, im Büro, auf der Reise, im ganzen deutschen Vaterlande. Drückt nun einem von diesen Menschenkindern einmal einen Löns in die Hand, sein köstliches „Grünes Buch", um eins herauszugreifen, so wird es meistens als „zu hoch" und langweilig beiseite gelegt. Es „geschieht" ja nichts darin.

Es ist grundsätzlich verkehrt, diese betrübenden Dinge lediglich von der scherzhaften oder ironischen Seite zu nehmen, wie das so oft geschieht. Etwas Tieftrauriges steckt hinter alledem.

Das gute Buch ist dem denkenden und lebendigen Menschen zumeist der beste Freund. Wie aber muß es um die Seele der Menschenkinder bestellt sein, denen solche „Freunde" wie oben bezeichnet zur Seite stehen? Die ihnen immerzu das Leben malen voll schädlicher, weil unwahrer und verlogener Romantik? Diese Menschen m ü s s e n ja den Sinn verlieren für alles wirkliche Geschehen in und um sich. Das junge Mädchen, das sich Tag für Tag auf dem Hin- und Rückwege von der Arbeitsstätte in jene Scheinwelt der „Grafen" und „Barone", des Luxus und der Mondäne vertieft, wie kann ihm der Sonnenstrahl, der ihm die vielleicht ärmliche Stube vergoldet, noch Freude machen? Was sagen ihm noch die köstlichen Gedichte eines Eichendorff und die Streiche seines „Taugenichts"?

Ich übertreibe nicht, lieber Leser! Acht Tage lang hatte ich einmal Gelegenheit, den Betrieb einer Leihbibliothek unmittelbar kennen zu lernen. 75 Prozent der Frauen und

Mädchen jeden Standes und jeden Alters griffen nach dem oben kritisierten Schund. Von den übrigbleibenden verlangten 10 Prozent Werke über Sexualprobleme und ähnliche Dinge. Der Rest holte sich ein wirklich gutes Buch! Von sechzig jungen Männern, die ich am Tage zählte, verlangten vielleicht 10—15 wertvolle Sachen, einen Bölsche, Brehm, technische und gute schöngeistige Sachen, die anderen aber gaben sich mit den minderwertigsten Kriminal- und Sensationsschmökern zufrieden.

Ist das notwendig und wirklich nicht zu ändern, wie einem die Inhaber derartiger Institute immer wieder versichern? Gewiß, so wenig einem Verleger der Druck von Erzeugnissen, die nicht gerade mit dem Presseparagraphen in Konflikt kommen, untersagt werden kann, ist der Verleiher solcher Sachen allein schuld an dem verhunzten Massengeschmack. Er hat logischer Weise, — abgesehen von den öffentlichen Verleihanstalten, die durchweg gut sind — vornehmlich sein Geschäft im Sinn, er gibt, was verlangt und gewünscht wird.

Das Publikum aber? Hier kann und muß der Hebel angesetzt werden, ein Weg zu finden sein, der endlich einmal Hirn und Seele frei macht für das Gute. Was nützt schließlich alles Reden von der Wiedergeburt des Volkes; was besagen alle diese lauten Dinge, wenn die Mehrzahl der Volksgenossen in stillen Stunden nichts wissen mag von den Menschen, die ihm so viel, so unendlich viel zu sagen haben.

Gewiß, niemand verlangt Unbilliges, erwartet von dem Menschen, der tagsüber schwer gearbeitet, nicht, daß er sich des Abends mit tiefgründigen Problemen auseinandersetze. Die Zahl der guten Romane und Erzählungen jedoch ist groß genug, hier allen und jeden Wünschen gerecht zu werden, von den ältesten Werken angefangen bis zur heutigen Moderne.

Freilich haben die meisten über all dem jahrelang verschlungenen Wust von hohlen Sentimentalitäten das Lesen verlernt, den Sinn für die Schönheit und Innigkeit unserer Sprache verloren. Denn der stirbt über jenen Büchern, deren Seiten in hohlen Phrasen erzählen von verlogenen Liebes- und phantastischen Mord- und Totschlagsgeschichten.

Börries, Freiherr von Münchhausen schrieb jüngst einmal: „Deutsches Volk, deine Seele ist tot, denn dein Buch stirbt . . ." Kann Warnung mahnender und eindringlicher sein? Zu spät ist es niemals. Wirke jeder im kleinen Kreise, dort, wo Beruf und Geschick ihn hingestellt. Wieviele mag es geben, die nur geführt werden wollen, in denen der Sinn für das Gute und Wertvolle nur schläft. Nicht zu vergessen die Vielen und abermals Vielen, die das wirklich gute Buch gar nicht einmal kennen, nach Schund und wertlosem Zeug nur aus Gedankenlosigkeit greifen. Man lehre die einmal richtig lesen, die in dem Bestreben, niemals allein zu sein mit sich und ihren Gedanken, wahl- und ziellos nach allem greifen, was sich ihnen bietet. Die vergessen, daß der Organismus, der immer nur von Zweitklassigem und Minderwertigem gespeist wird, nachher selber zweitklassig und minderwertig bleibt oder wird.

Denn das ist nicht das Traurigste am schlechten und wertlosen Buch, daß es überhaupt da ist. Auch ein Herrgott setzte Gutes und Böses in die Welt, das letztere aber doch nur, damit wir uns seiner erwehren. Das wertlose und kitschige Buch wird nie verschwinden. Was wir aber tun können und müssen, ist dies: Sorge tragen um das Gute in der Literatur und unsere Brüder und Schwestern wieder lesen lehren.

Herrliche Gottesnatur.

Drei Strichzeichnungen von Karl Demmel.

Die Landstraße.

Sie ist scheinbare Unendlichkeit. Wo sie endet, gehen immer wieder andere Wege weiter. Das geht von Land zu Land, von Meer zu Meer.

Eintönig ist ihre graue Wandermelodie.

Manchmal stehen Bäume daran, hohe, schlanke Pappeln, Laub — oder blutjunge Obstbäume. Das ist ein buntes Spiel.

Die Gräben laufen nebenher.

Die Landstraße geht durch das Städtchen mit dem dumpfen, alten Stadttor; sie windet sich durch die Kornfelder, läuft weißgrau in den dunklen Kiefernwald hinein. Manchmal poltert quer die Eisenbahn darüber, oder der Weg geht über kühn gespannte Brücken. Und wieder ein andermal läuft sie Berge hinauf und klettert dann ins tiefste Tal abwärts. So ist sie Wechseltanz.

Bei großen Städten verliert sich die Gradheit der Landstraße im Netz der sich vornehm dünkenden Straßen zwischen hohen Häusern. Was mag die graue Ärmlichkeit von uns vornehmen Geschwistern wollen?

Und irgendwo hat sich auch zuweilen an der Landstraße eine Schänke aufgebaut. Da stehen die Fuhrwerke still, die ächzend mit Lasten fahren. Wandergesellen gehen mit fliegenden Röcken und schnellen Schritten daran vorbei.

Es ist ein eigen Lied, wenn in der frischen Morgensonne die Telegraphendrähte neben der Landstraße singen und diese sich im grauen Glast weit übers Flachland dehnt. Dorfkirchentürme locken. Von Städten ragen zarte Schattenrisse auf. Kühl, silberbetaut sind die Felder. Auf dem Wegweiser beim weißen Kilometerstein sitzt ein Spatz und pfeift: „O du unbezahlbare, goldene Freiheit!"

Hand aufs Herz, wo ist der Handwerksbursch, dem bei diesem Gedanken in enger Werkstatt das Herz nicht warm wird?

Weiß hängen die Obstbäume voll Blüten, und die Laubbäume spenden kühle Schatten. Wem wird das Herz nicht offen?

Die Landstraße — schmucklos zieht sie sich hin. Sommer und Winter wohnen in ihren Bäumen. Dick liegt der Staub, oder es klaffen Regenfurchen. Die Landstraße singt eine eintönige Wandermelodie. Und dennoch kann diese Eintönigkeit ein Buch voll Schönheit und Wonne sein.

Sommerliches Dorfbild.

Ums Dörflein her ein Sommerlied mit kornblumenblauen und klatschmohnroten Notenköpfchen; weiße Margueriten sind die Singstimmen der Dorfkinder. Die weiten Kornfelder wogen das Sommerlied in den dunklen Kiefernwald hinein. Das Dorf, ganze drei schiefe Gassen, braune Balken zwischen weißen und himmelblau angestrichenen Häusern, darüber ein graues Strohdach, wie der graue Regenschirm des Ortsschulzen.

Und auf den grasbewachsenen, staubigen Straßen buntschillernde Hühner mit einem stelzenden Hahn, dem leicht der Kamm schwillt. Am Modergraben bei der großen Scheune gelangweilt wackelnde Enten und angriffslustige Gänseriche, die den Hals bis zum nächsten Dorf ausstrecken möchten.

Nachmittagssonne brütet über dem Nest. Am Anger ruhen Pflugscharen und Eggen zwischen Gänseblumen und Brennesseln.

Im Kirchhof mitten drin das Kirchlein, breit und versonnen wie der Herr Pastor. Rings herum dicke, graue Felssteine um die Stätte der Toten; eine morsche Holztür, die in allen Tönen quietscht, führt hinein. Grabsteine moosbewachsen und wetterzerweht. An einem Kindergrab nickt alljährlich eine rote Rose im Sommerwind. Das kühle Kirchlein; — schwere, ungefüge Bänke wie Bauernknochen und die Kanzel wie ein festes Bibelwort. Die silbrigen Orgelpfeifen gleiten hinunter wie des Kantors sieben Kinder. So still, still ist's im Kirchlein, als ginge der Heiland im wallenden Kleid über die kalten Fliesen. Und eine weiße Fliederdolde wächst zum Altarfenster herein.

Im Kirchturm schlägt es drei Uhr nachmittags.

Der Gutshofgarten.

Hinter dem Herrenhaus dehnt er sich in die endlose Ebene. Dicke Heckenrosenbüsche haben ihn eingesäumt. Der Dorfgraben schleicht moderschwarz und träge zwischen Brennesselufern daran vorbei. Buntheit der Beete mit Stiefmütterchen, Fuchsien und Vergißmeinnicht. Den Gartenweg entlang blühen tiefrote Rosen. Üppig die Beerensträucher. Obstbäume mit weißgestrichenen Stämmen stehen selbstbewußt da und haben sich ein klebriges Band um den Leib gewickelt.

Zwischen Blumenbeeten silberne Glaskugeln. Sonne tanzt darauf. In einem lauschigen Winkel ein zartgefügtes Gartenhaus aus dünnen Holzstäben. Alte Möbel stehen darin. Entzückende Farbensattheit auf Kissen und Decken.

Die Heimatzeitung liegt neben Strickzeug und einem zierlichen Band von Goethes Liebesbriefen. Duftfrische, ländliche Herrenhauseleganz, erstarrend in alter Familienherkömmlichkeit.

Draußen dehnen sich die Felder. Mattgelbe Garben sind auf den Stoppelfeldern aufgestellt. Die braunroten Dächer des nächsten Dorfes lachen wie Resedeblüten im Grün. Dahinter steht der dürre, schweigende Kiefernwald.

Der Gutsherr kommt in hohen Stiefeln mit wedelnder Reitpeitsche in den Garten. Der Korbstuhl ächzt, in den er sich fallen läßt. Zigarrenduft weht in leichtgrauen Wolken durch den Nachmittag. Leise knistert die Zeitung: die amtliche Bekanntmachung des Landrates.

Der große Hund liegt träge unter dem weißen Tisch. Wie ein Hauch des Empire die Gutsfrau. Verträumte Augen mit frischroten Wangen. Ein Sommerspuk geht leise auf den gelbsandigen Gartenwegen. Ein Mädchen bringt aus dem Gutshaus den Nachmittagskaffee. Brüllt eine Kuh vor einem schwankenden Erntewagen am Gutshoftor.

Fern summt die Dreschmaschine ihr Arbeitsgebet ums tägliche Brot . . .

Der Gipfel der Zerstreutheit.

In einer Kopenhagener Zeitung erzählte kürzlich ein Däne eine heitere Episode aus dem Leben des bedeutenden Historikers Professor Theodor Mommsen. Gewiß galt Mommsen unter Freunden und Bekannten als ebenso gelehrt wie zerstreut, aber was sich eines Tages in einem Berliner Straßenbahnwagen ereignete, in dem sich außer anderen Fahrgästen auch Mommsen und der ihm befreundete Däne befanden, überstieg fast die Grenzen menschlichen Vorstellungsvermögens.

Es war noch zur Zeit der Pferdebahnwagen seligen Angedenkens. Mommsen hatte während seiner täglichen Fahrten zur Universität die Angewohnheit, seine Brille rechts von sich auf die Bank zu legen. An jenem denkwürdigen Morgen nun griff der Professor kurz vor dem Aussteigen nach dem bewußten Fleck. Die Brille lag nicht da. Mommsen geriet in Bestürzung. Unmöglich konnte er ohne Gläser sein Kolleg halten! Ratlos blickte er auf die leere Bank zur Rechten. Daß sie dieses Mal auf der linken Seite liegen sollte, wäre ihm selbst im Traum nicht eingefallen. Vergeblich durchsuchte er seine sämtlichen Taschen. Nichts zu finden! Da schoben sich plötzlich von links zwei Patschhändchen, die einem kleinen Schulmädel gehörten, vor die Augen des Herrn Professor und enthielten — die gesuchte Brille.

Aufatmend nahm Mommsen sie an sich. Beim Aufsetzen der Gläser streifte er die Kleine mit freundlichem Blick und meinte behaglich:

„Danke schön, mein Mädelchen! Wie heißt du denn?"

„Anna Mommsen, Vater!" lautete die Antwort. Und sie veranlaßte die zweite Bestürzung des Professors an diesem ereignisreichen Morgen. Während sein Geist in fernen attischen Gefilden weilte, hatte er, der ordentliche Professor Theodor Mommsen, in seiner Zerstreutheit ganz vergessen, daß sein eigenes Töchterchen neben ihm in der Pferdebahn saß. Sämtliche übrigen Fahrgäste quittierten dieses köstliche Intermezzo mit gutmütig schallendem Gelächter und werden es, wie dieser Däne, wohl kaum jemals in ihrem Leben verzessen haben.

Eine alte Brandordnung.

Von der Mündung der Weichsel bei Danzig haben sich sogenannte Holländerkolonien bis nach Warschau hinaufgezogen. Nur die ersten Kolonisten waren Holländer, die um ihres evangelischen Glaubens willen ihre Heimat hatten verlassen müssen und im Sumpfgebiet der Weichsel neues Brot- und Weideland schufen. Die nachfolgenden Siedler waren Deutsche aus Pommern und Brandenburg, die aber auch Holländer genannt wurden, weil sie nach Holländerart als freie Bauern gegen einen bestimmten Zins angesetzt waren, um Sumpf- oder Ödland urbar zu machen.

So entstanden auf dem rechten Ufer der Weichsel im Kreise Lipno auch die deutschen Kolonien Osieker Lengden (heute Lęg-Osiek), Lentzen (Węcz), Stajenczyn und Neudorf. Diese deutschen Holländereien waren ein Muster von Selbsttätigkeit, Selbsthilfe, Dorfzucht und Dorfehre. Sie regierten sich selber und gaben sich dazu eingehende Dorfordnungen, sogenannte Dorfwillküren.

Der Grundgedanke dieser Willküren war die Nachbarschaft mit der Losung: „Alle für alle!"

Als ein treffendes Beispiel dafür mag ein Auszug aus einer Brandverordnung für die oben erwähnten Kolonien des Lipnoer Kreises vom Jahre 1793 hierher gesetzt werden:

„Für Feuer- und Hungersnot behüt uns, lieber Herre Gott: Amen." So beginnt sie.

„Weil es demnach Gottes Befehl ist und die Christliche Liebe erfordert, den Zustand unseres Nächsten in seinem Elend mit mitleidigen Augen anzusehen und ihm zu Hilfe zu kommen, diesem zufolge haben wir benannten Ortschaften — Osieker Lengden, Lentzen, Stajenczyn und Neudorf — uns miteinander vereinigt und gutwillig verbunden, eine Brandt-Ordnung zu halten, und solchem Verunglückten, der durch Wetterschaden, oder ander Feuer sein Haus, Stall, Scheune, Pferde, Vieh, Schweine und Gänse, samt allem Hausgeräth verloren, demselben wieder aufzuhelfen."

Es folgen dann die Entschädigungssätze für die einzelnen Brandschäden, die Aufzählung der notwendigen Löschgeräte und die Androhung von Strafen für die Nachlässigen. Darauf heißt es:

„Wenn nun ein Feuer entsteht, vom Wetter oder sonsten, es sey bey Tag oder Nacht, wer es siehet, soll gleich laufen, rufen über die andern und retten so viel als möglich. Wird es aber auskommen durch glaubwürdige Leute, daß es jemand gesehen und wäre dabey stille geblieben und seinen Nachbarn und Nächsten nicht gerettet, der wird Straf geben 10 R. Thlr., weil er seinem Nächsten lässet alles verbrennen. Der nun kommt zu retten, der soll die Sachen zum Retten mitbringen, wer ohne die gehörigen Sachen kommt, wird gestraft werden 15 Gr."

Zum Schlusse werden auch die Einwohner, Knechte und Mägde bedacht und ihre Brandentschädigungen festgesetzt.

Solche tätige Nachbarschaft tut unseren Dörfern jetzt mehr denn je not. Unser Dr. Martin Luther zählt „getreue Nachbarn" nicht von unnöten zu unserem „täglichen Brot". F. J.



Bunte Chronik



* **Ein Bücherliebhaber.** Der im 17. Jahrhundert lebende Gelehrte und Bibliothekar der Medici, Antonius Magliabecchi in Florenz liebte die Bücher so leidenschaftlich, daß es in seinem Haus überhaupt nichts als Bücher gab. Außer sechs Stühlen, auf denen aber ebenfalls Bücher lagen, und einer Matratze zum Schlafen für den Gelehrten sah man keine Möbel. Nur übervolle Büchergestelle und vielfach übereinander gestapelte Bücher füllten die Räume des Hauses, dessen Treppen sogar gleichfalls mit Büchern belegt waren. Auch der Stall war mit Büchern vollgepfropft, und selbst der Brunnenrand beständig mit Büchern bedeckt. Was aber das Merkwürdigste an der Bücherleidenschaft dieses Mannes war, das war die genaue Übersicht, die er, trotz der scheinbaren Unordnung, über seine Schätze besaß: er wußte nämlich jedes Buch, was er gerade brauchte, immer sofort zu finden.

*

* **Der uninteressante Shakespeare.** Ein Herr Charles Rogers hat vor kurzem eine große Sammlung von Reliquien Shakespeares nach Neuyork gebracht, um sie dort den Yankees bzw. der Bibliothek des amerikanischen Museums zu verkaufen. Er hat aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht und mußte alles wieder schön einpacken, denn man kaufte ihm nichts ab. Wozu denn auch Reliquien von Shakespeare? Ja, wenn der Mann einen neuen Niggertanz erfunden oder wenigstens einen Text zu einem berühmten Schundfilm geschrieben hätte! Aber er hat ja „nur" den „Hamlet", den „König Lear" und noch einige solcher schrecklich unmodernen Sachen geschrieben, nach denen in Neuyork, wie es scheint, kein Hahn kräht.

*

* **Großstadtziffern.** In den ersten sieben Monaten dieses Jahres wurden in den deutschen Großstädten rund 78 000 Ehen geschlossen, 145 000 Menschen wurden geboren, davon waren 21 000 unehelich; 105 000 Menschen starben. Der Geburtenüberschuß beträgt demnach 40 000, das heißt, so viel wohnen heute mehr Menschen in den deutschen Großstädten als um Neujahr. 10 500 Großstädter starben während dieser Zeit an Tuberkulose, 1500 an Verdauungsstörungen und über 3000 endeten durch Selbstmord. Von 1000 Großstädtern, die uns auf der Straße begegneten, stirbt einer an Tuberkulose und von 8000 einer an Verdauungsstörungen. Von 3000 Großstädtern, die uns begegnen, endet im Verlaufe des nächsten Jahres einer durch Selbstmord.

*

***Straßen aus Gummi.** Die Stadt Cincinnati in den Vereinigten Staaten ist die erste und bisher einzige Stadt der Welt, die ihre Hauptverkehrsstraßen vollständig mit Gummiplatten belegt hat. Die Größe der hierbei verwendeten Platten beträgt 30 × 15 Zentimeter, ihre Dicke 2,5 Zentimeter. Sie ruhen auf einer Unterlage von Beton und sind darauf festgenagelt. Der Verkehr in diesen Straßen geht nunmehr geräuschlos vor sich. Ob sich diese Straßen allerdings Weltgeltung verschaffen werden, steht noch dahin.

*

* **Ein merkwürdiges Gesetz.** In Peru wurde kürzlich ein Gesetz über den Handel mit Büchern erlassen, das eine interessante Bestimmung enthält: „Verfasser oder Verleger einer gedruckten Veröffentlichung, die als obszön oder unmoralisch zu betrachten ist, haben eine Geldstrafe im Werte von 1500 Exemplaren dieser Veröffentlichung zu entrichten, unter Zugrundelegung des Verkaufspreises. Falls sie diese Geldstrafe nicht aufbringen können, haben sie vier Monate lang die Beschäftigung eines Totengräbers auf einem Friedhof auszuüben."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.